

Öffnet Christus die Staatsgrenzen, die Wirtschafts- und politischen Systeme, die großen Felder der Kultur, der Zivilisation, des Fortschritts. Habt keine Furcht, Christus weiß, „was im Menschen ist“.

Johannes Paul II.

Der Papst und die Deutschen

Der bevorstehende zweite Besuch des Papstes in der Bundesrepublik wird manchem vatikanischen Reiseorganisator und -begleiter wie ein *harmloses Intermezzo* zwischen zwei weitaus spannenderen Papstreisen vorkommen: Immerhin besucht Johannes Paul II. vor der Reise in die Bundesrepublik Argentinien, Uruguay und Chile, und für den Frühsommer steht der dritte Besuch des Papstes in seinem Heimatland Polen auf dem Programm. Auch die kirchliche wie nichtkirchliche Öffentlichkeit jenseits der deutschen Grenzpfähle dürfte sich weit mehr dafür interessieren, wie sich der Papst zur politischen Lage in Chile unter Pinochet und in Polen unter Jaruzelski äußert, als was Johannes Paul II. anlässlich der Seligsprechungen von Rupert Mayer und Edith Stein oder bei der Einweihung des Augsburger Priesterseminars den Deutschen sagen wird. Die deutschen Katholiken, das läßt sich nach den Erfahrungen des ersten Besuchs mit einiger Sicherheit voraussagen, werden auch Johannes Paul II. weder die kalte Schulter zeigen wie viele ihrer niederländischen Glaubensbrüder vor zwei Jahren noch in Begeisterungstürme ausbrechen.

Kein ausgesprochenes Sorgenkind

Im Verhältnis zwischen dem Papst bzw. seinen römischen Organen und der deutschen Kirche sind *keine spektakulären Aufwallungen oder offenen Konflikte* zu beobachten; das Bild ist viel eher von unspektakulärer Normalität geprägt. Anderswo sieht es anders aus: Die niederländischen Bischöfe rief Johannes Paul II. vor Jahren zu einer Sondersynode in den Vatikan, um sie auf einen gemeinsamen Kurs zu bringen; Teile der französischen Kirche fühlten sich durch römische Äußerungen zur Katechese desavouiert; zur Behebung der Spannungen mit der brasilianischen Bischofskonferenz brauchte es ein Treffen in Rom und einen versöhnlichen Brief des Papstes an die brasilianischen Bischöfe; in den USA beklagte der Vorsitzende der Bischofskonferenz bei der letzten Vollversammlung die wachsende und gefährliche

Entfremdung von Teilen der Kirche in den Vereinigten Staaten vom Heiligen Stuhl; in Österreich ist die im letzten Jahr entstandene Vertrauenskrise (vgl. ds. Heft, S. 199) noch längst nicht beigelegt.

Beim Besuch Johannes Pauls II. in den Niederlanden hatte Ministerpräsident Lubbers in seiner bemerkenswert offenen Ansprache angemerkt, Rom scheine in den Niederlanden sehr weit weg zu liegen und das Wort Rom rufe bei vielem im Land Gefühle der Reserviertheit oder gar des Mißtrauens hervor. Ähnliches ließe sich sicher auch im Blick auf den deutschen Katholizismus sagen: In Teilen des Klerus und der engagierten Laienschaft reagiert man vielfach mit offenem oder eher verstecktem Unmut auf manche römischen Direktiven, die den eigenen Erfahrungen und der bewährten Praxis zuwiderlaufen. Es sei nur an den Streit um die Ministrantinnen erinnert. Päpstliche Enzykliken und Schreiben werden meist sehr schnell nach Erscheinen ins Regal gestellt bzw. mehr aus Pflicht denn aus Neigung positiv gewürdigt und herangezogen. Angesichts der eigenen geordneten Kirchenfinanzen blickt mancher mit einer Mischung aus Argwohn und Schadenfreude auf die finanziellen Schwierigkeiten der römischen Zentrale.

All das verdichtet sich hierzulande allerdings nicht zu einem massiven „antirömischen Affekt“. Kennzeichnend ist eher eine teilweise mehr positiv, teilweise mehr negativ grundierte *Gleichgültigkeit*, verbunden mit einem auf die stabilen institutionellen kirchlichen Verhältnisse in der Bundesrepublik gestützten Selbstbewußtsein. Im übrigen sind die *deutschen Bischöfe* erkennbar darum bemüht, Konflikte mit Rom zu vermeiden oder Meinungsverschiedenheiten zumindest nicht auf dem offenen Markt auszutragen. Kritik an römischen Entscheidungen wird in aller Regel nur im geschlossenen Kreis oder gar hinter vorgehaltener Hand geübt. Die deutschen Delegierten waren auf den letzten Vollversammlungen der Bischofssynode nie bei denen zu finden, die deutliche Vorbehalte gegenüber übertriebenem kurialem Zentralismus äußerten und mehr Entscheidungsfreiheit für die

Ortskirchen forderten. Rom hat allerdings in den letzten Jahren, von Einzelpersonen abgesehen, auch nie massiv in die Belange der deutschen Kirche eingegriffen und hatte dazu auch wenig Anlaß.

Der Papst kann also durchaus mit einiger Zufriedenheit über die Alpen auf die Kirche zwischen Bregenz und Flensburg, Aachen und Passau sehen. Die deutsche Kirche ist von ihrer speziellen Statur her gesehen kein ausgesprochenes Sorgenkind. Sie weist einen vergleichsweise stattlichen Priesternachwuchs auf, leistet erhebliche Beiträge für die Entwicklung der Kirchen in der Dritten Welt, verfügt über ein einigermaßen intaktes Seelsorgesystem, zeigt einen beträchtlichen Grad an innerer Geschlossenheit, sowohl was den Episkopat wie was die organisierten Laien betrifft. Die kritischen Nachkonzilsjahre hat der bundesdeutsche Katholizismus vergleichsweise gut überstanden. Das einigermaßen harmonische, vertraglich abgesicherte Staat-Kirche-Verhältnis mit seinen vorteilhaften Auswirkungen für die institutionelle Präsenz der Kirche in der Gesellschaft muß die deutschen Verhältnisse in römischen Augen vorteilhaft von anderen Teilen der Weltkirche abheben, auch wenn man etwa die mit der Einbindung der Theologie in die staatlichen Universitäten gegebenen Freiraum sicher mit einigem Mißtrauen betrachtet.

Der Papst wirkt in mancher Hinsicht sperrig

Und der Papst selber? Daß für Johannes Paul II. Deutschland nicht einfach ein Land wie jedes andere sein kann, versteht sich aufgrund seiner Herkunft aus Polen von selber. Aber auch die katholische Kirche der Bundesrepublik war für den Papst bei seinem Amtsantritt keine terra incognita; ebenso war für die deutschen Bischöfe der Erzbischof von Krakau bei seiner Wahl zum Papst kein unbeschriebenes Blatt. Zweifellos hat das Interesse an der Person des Papstes aus Polen gegenüber der Anfangszeit des Pontifikats auch in der Bundesrepublik deutlich nachgelassen. Aber Johannes Paul II. genießt hierzulande immer noch *beträchtliches Ansehen und viel Sympathie*, auch über den Kreis der praktizierenden Katholiken hinaus. Man schätzt den Papst als Anwalt der Menschenrechte gegenüber allen politischen Systemen, registriert zustimmend seine Bekenntnisse zur Ökumene, bewundert seinen ungeheuren persönlichen Einsatz.

Dafür ist so manches an Johannes Paul II. vielen deutschen Katholiken immer noch *fremd*. Sie können mit seinem Pathos, seinen großen Appellen nicht viel anfangen, können seine selbstverständliche Marienfrömmigkeit nur begrenzt nachvollziehen oder haben den Eindruck, diesem Papst fehle es aufgrund seiner Herkunft und seines Kirchenbildes an Verständnis für die Lebensverhältnisse einer pluralistischen und säkularisierten Gesellschaft westeuropäischen Zuschnitts bzw. für den unter solchen Bedingungen erforderlichen Stil kirchlichen Handelns und Sprechens. Auf dem Hintergrund des normalen reli-

giösen und kirchlichen Lebens in der Bundesrepublik wirken Gestalt und Botschaft des Papstes jedenfalls in vieler Hinsicht ziemlich sperrig. Daran hat auch der erste Deutschlandbesuch Johannes Pauls II., bei dem der Papst mit lobenden und anerkennenden Worten über die geschichtlichen Leistungen der deutschen Katholiken und die Bedeutung der deutschen Kirche heute nicht sparte, wenig geändert. Im übrigen gab es ja im Vorfeld jenes Besuches etliche Indizien dafür, daß sich auch Johannes Paul II. mit der von ihm sicher respektierten und wohl auch bewunderten deutschen Kirche und ihrem Umfeld nicht besonders leicht tut.

Johannes Paul II. ist jedenfalls nicht in dem Sinn ein „Papst der Deutschen“, wie es Pius XII. war, der zwölf Jahre als Nuntius in München und Berlin verbracht hatte und unter dessen engsten Beratern und Mitarbeitern eine ganze Reihe von Deutschen waren. Er steht Deutschland allerdings sehr viel näher als sein Vor-vorgänger, bei dem der Einfluß französischer Theologie und Spiritualität dominierte und der mit der deutschen Kirche und ihrer Geschichte wenig verband. Auch die Deutschen ihrerseits fanden nur schwer Zugang zur Persönlichkeit und zur Geistigkeit des Montini-Papstes, der nach 1968 im übrigen auch in der Bundesrepublik vielfach nur noch als der Papst der Enzyklika „*Humanae vitae*“ wahrgenommen und oft auch abqualifiziert wurde.

Als Johannes Paul II. 1980 erstmals die Bundesrepublik besuchte, wurde vielfach an die Reise *Pius' VI.* im Jahr 1782 erinnert, die den Papst zuerst nach Wien zu Joseph II. und dann nach München führte, wo er mit großer Begeisterung empfangen wurde. Damals stellte sich das Verhältnis zwischen dem Papst und der Kirche in Deutschland allerdings strukturell ganz anders dar: Im Heiligen Römischen Reich deutscher Nationen gab es noch geistliche Reichsfürsten, die gegenüber römischen Zentralisierungstendenzen ihre Rechte zu verteidigen suchten. Der Trierer Weihbischof Johann Nikolaus von Hontheim forderte unter dem Pseudonym Febronius in einer Aufsehen erregenden Schrift eine Stärkung der bischöflichen Autorität und die Bildung von Nationalkirchen mit Nationalkonzilien als eigenen Organen.

Ein ambivalentes Erbe

Im Zug der Neugestaltung der kirchlichen Strukturen und der Profilierung des deutschen Katholizismus nach dem Ende der Reichskirche gestalteten sich die Beziehungen zwischen dem deutschen Katholizismus und dem nachrevolutionär erstarkenden Papsttum einigermaßen *ambivalent*. Auf der einen Seite gewann auch in Deutschland der Ultramontanismus an Boden, stützten sich die Katholiken in ihrer Auseinandersetzung mit den Ansprüchen des liberalen Staates zunehmend auf den Papst als Garanten kirchlicher Freiheit und als unbestrittene Autorität in der Abgrenzung vom modernen Zeitgeist.

Gleichzeitig gab es im deutschen Katholizismus aller-

dings auch immer Stimmen und Strömungen, die – mit verschiedenen Akzentsetzungen und unterschiedlicher Intensität – der ultramontanen Übersteigerung des päpstlichen Amtes in der Kirche und den Verdikten über die modernen Geistesströmungen kritisch gegenüberstanden. So waren fast alle deutschen Bischöfe Gegner der Infallibilitätsdefinition des Ersten Vatikanums, auch wenn sie das Dogma nach seiner Verkündigung dann akzeptierten. Auch schon gegenüber dem „Syllabus“ Pius' IX. mit seiner kompromißlosen Verurteilung des liberalen Zeitgeistes gab es im deutschen Katholizismus kritische Stimmen. Die deutschen Bischöfe ließen auch Reserven im Blick auf die antimodernistischen Maßnahmen unter Pius X. erkennen, während man in Rom seinerzeit einiges Mißtrauen gegenüber Deutschland als einem vermeintlichen Hauptland des Modernismus hegte, nicht zuletzt auch gegenüber den deutschen Universitätstheologen mit ihrer Sonderstellung.

Zum Profil des neueren deutschen Katholizismus gehört beides: Betonte Treue zum Papst und zu Rom aus der Abwehrhaltung gegenüber dem Staat und einer protestantisch dominierten Kultur, wie das Bestehen auf einer „ortskirchlichen“ Eigenprägung, etwa in der Struktur des katholischen Vereins- und Verbändewesens. Auch das Bewußtsein der mit der konfessionellen Konstellation in Deutschland gegebenen Herausforderungen und Aufgaben gehört in diesen Zusammenhang. Es war für den deutschen Katholizismus im Unterschied zu anderen Katholizismen immer in der einen oder anderen Weise prägend, daß er mit dem Protestantismus koexistierte, sei es in der komplizierten Ordnung des alten Reiches, sei es im kleindeutschen Nationalstaat.

Im gegenwärtigen Verhältnis der deutschen Katholiken zum Papst und zum Papsttum wirkt dieses Erbe durchaus noch nach. Man ist eingestandenermaßen oder uneingestandenermaßen stolz darauf, einer Ortskirche anzugehören, die in ihrer Geschichte der letzten zweihundert Jahre eigenständige Strukturen und beachtliche Initiativen gerade im Bereich des Sozialkatholizismus vorzuweisen hat. Während etwa in den *Niederlanden* das Pendel sehr massiv von einem übersteigerten Papalismus im letzten Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts vielfach in ebenso übersteigerte anti-römische und -päpstliche Ressentiments umschlug, war es in Deutschland wohl nicht zuletzt das größere ortskirchliche Selbstbewußtsein, das es nicht zu einer ähnlichen Entwicklung kommen ließ.

Papsttreue ist nicht das Wichtigste

Aber ob Holland oder Deutschland: Die im nachhinein oft reichlich kurios anmutende Papstverehrung, der Papstkult des 19. und frühen zwanzigsten Jahrhunderts hat längst einen weitreichenden *Entmythologisierung des Papstamtes* Platz gemacht. Daran hat auch die unbestreitbare Aufwertung der Rolle des römischen Bischofs in der Kirche wie in der Weltöffentlichkeit durch Person und Amtsführung Jo-

hannes Pauls II. nichts Grundlegendes geändert. Die einzelnen Orts- und Kontinentalkirchen verfügen alle inzwischen über ein eigenständiges Profil, was nicht zuletzt auch bei den Reisen des Papstes deutlich wird. Gerade deshalb muß und kann auf dem Hintergrund der geschichtlichen Entwicklung des Verhältnisses von Papst und deutscher Kirche wie der gegenwärtigen Einstellung der Deutschen zum Papst die Frage gestellt werden, welche Perspektiven sich speziell für den deutschen Katholizismus in diesem Zusammenhang ergeben.

Zunächst: Etwas mehr gesundes *ortskirchliches Selbstbewußtsein* gegenüber römischen Zentralisierungstendenzen und Kontrollansprüchen würde der Kirche in der Bundesrepublik, würde vor allem dem deutschen Episkopat nicht schaden, der vielfach zu vorauseilendem Gehorsam im Blick auf römische Entscheidungen neigt und wohl nicht ganz zu Unrecht im Ruf steht, manchmal päpstlicher sein zu wollen als der Papst. Die Veröffentlichung der bischöflichen Stellungnahme zu den „Lineamenta“ für die Laiensynode im Herbst war in dieser Beziehung zweifellos ein Schritt in die richtige Richtung. Auch im deutschen Laienkatholizismus gibt es hier einen gewissen Nachholbedarf: Die Freimütigkeit und ungeschminkte Ehrlichkeit etwa, mit der beim Papstbesuch in den Niederlanden und in Belgien ihre Anliegen Johannes Paul II. vortrugen, könnte anregend wirken.

Das heißt nicht, die Kirche hierzulande könne es sich erlauben, auf ihren eigenen Lorbeeren auszuruhen, zumal etliche dieser Lorbeeren inzwischen ja längst nicht mehr besonders frisch und wachstumsträchtig sind. Es gibt im deutschen Katholizismus immer noch zuviel Anzeichen von *Selbstzufriedenheit*, die sich unter Berufung auf die großen Leistungen der Vergangenheit und auf die noch einigermaßen intakten Strukturen Herausforderungen aus anderen Ortskirchen mit ihren Erfahrungen leicht verschließt, seien es Kirchen in europäischen Nachbarländern oder in anderen Kontinenten.

Johannes Paul II. hat bei seinem ersten Besuch in der Bundesrepublik den deutschen Katholiken zugerufen, die Geschichte des Christentums in ihrem Land sei nicht zu Ende, sie solle jetzt neu beginnen. Bei der Suche nach neuen Wegen der Evangelisierung, nach neuen Formen der gesellschaftlichen Präsenz können solche und ähnlichen päpstlichen Appelle allerdings nur recht begrenzte Dienste leisten. Bezüglich der Wirkung von Papstbesuchen auf das religiöse und kirchliche Leben gibt es gerade nach den Erfahrungen der Papstreise 1980 quer durch die Bundesrepublik keinerlei Grund zu hochgesteckten Erwartungen. Auf jeden Fall darf es nicht darum gehen, daß die deutschen Katholiken etwas mehr oder etwas weniger papsttreu sind, zumal grundsätzliche Vorbehalte gegen das Papstamt unter ihnen so selten anzutreffen sind wie auch sonst in der Weltkirche. Letztlich kann auch ein Papstbesuch nur daran gemessen werden, wieviel Kraft und Mut er beizusteuern vermag, daß die christliche Botschaft unter unseren Lebensverhältnissen glaubwürdig gelebt werden kann. *Ulrich Rub*